

Das Seebeben im Indischen Ozean

»Die größte Naturkatastrophe seit Menschengedenken«. – Was die Zahl der Toten betrifft, stimmt das wohl. Was die Wucht der entfesselten Naturkräfte betrifft, stimmt es nicht. Als 1883 der 2000 Meter hohe Vulkan Krakatau – nicht weit vom Zentrum des jetzigen Bebens entfernt – regelrecht explodierte und im Meer versank, war die Flutwelle noch an den amerikanischen Küsten etwa einen halben Meter hoch – also viel stärker als dieses Mal. Trotzdem schätzte man die Zahl der damaligen Opfer auf 30-40 000 – gezählt hat sie niemand. Das lag vor allem daran, dass die betroffenen Gebiete – vor allem ihre Küsten – viel weniger dicht besiedelt waren als heute.

Es gibt noch einen anderen Grund, den ich wenigstens nennen will, weil er wichtig ist im Hinblick darauf, wie wir heute reagieren: damals war der Großteil der betroffenen Küsten – die gleichen wie heute – relativ gut geschützt: durch Ketten von vorgelagerten Korallenriffen und einen breiten Saum von Mangrovenwald. Die brachen die Kraft der Flutwellen, so dass sie langsamer und flacher ins Land rollten. Inzwischen ist ein Großteil der Riffe weggesprengt, um freie Zufahrt und Baumaterial zu gewinnen, sind die meisten Mangrovenwälder abgeholzt, um Touristenresorts direkt ans Meer zu bauen und auch einfach als Bauholz. Auf den Malediven, die nur wenige Meter hoch sind, gab es nur wenige Tote – dort sind die umgebenden Korallenriffe noch intakt.

Das sind rationale Erklärungen. Sie ändern nichts an dem Schock darüber, dass ca. 160 000 Menschen (derzeitige Schätzung) umgekommen sind, dass Millionen nicht nur all ihr Hab und Gut, sondern auch ihre Existenzgrundlage



verloren haben, dass sie traumatisiert sind von dem Grauen, das sie erlebt haben, dass Eltern ihre Kinder und Kinder ihre Eltern im buchstäblichen Sinne verloren haben, nicht wissen und vielleicht nie erfahren werden, was aus ihnen geworden ist.

Wie können wir damit umgehen? Wie passt das zu unserem Glauben an einen gütigen Gott? Stellt sich da nicht, zumindest bei den Betroffenen, unabweisbar die Frage: wie kann Gott das zulassen, warum tut er mir, und uns, das an?

Zwei Antworten aus den vielen Berichten der letzten Tage, von einfachen Menschen, die zufällig gerade da standen, wo ein Reporter Gesprächspartner suchte. Die eine, von einem alten Mann, der fast seine ganze Familie verloren hatte: »Das ist die Strafe Gottes. Einige haben gegen ihn gesündigt, und nun müssen wir alle

dafür bezahlen.« Für mich war diese gar nicht eifernd, sondern fast teilnahmslos hingegesagte Antwort ein Schock. Zum einen wegen ihrer Trostlosigkeit. Was ist das für ein Gott – richtiger: für ein Gottesbild –, dem man so ein Handeln zutraut? Demgegenüber ist man sogar

Das kann die Betroffenen nicht trösten, aber es stellt eines klar: die Frage kann nicht heißen: warum tut Gott uns das an?, sondern allenfalls: warum hat Gott die Welt so geschaffen, dass solche Katastrophen nicht nur möglich, sondern unausweichlich sind? Und dann wird die

Tsunamis

Einer der bisher größten Tsunamis entstand 1628 v.Chr. nach dem Explosionsausbruch der griechischen Kykladeninsel Santorin. Er schuf einen 83 Quadratkilometer großen Kraterkessel (Caldera) und dürfte die kretisch-minoische Kultur vernichtet haben. Eine Flutwelle von 30 Meter Höhe brandete gegen die Küste Kretas und erreichte eine Stunde später das Nildelta.

Antwort fast selbstverständlich, die der biblische Prediger schon vor über 2000 Jahren formuliert hat: »... dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut«. Wir können mit unseren begrenzten Sinnen und unserem begrenzten Verstand die unendliche Entwick-

dankbar für unsere nüchternen rationalen Antworten, die zwar nicht helfen, aber wenigstens eine solche, für mich perverse Antwort ausschließen.

Allerdings: vielleicht ist selbst diese erschreckende Deutung für den alten Mann noch eine Art Trost: sie gibt dem Unbegreiflichen noch einen Sinn, der leichter zu ertragen ist als der Glaube an einen sinnlosen Zufall. Nur: wenn viele so denken, dann wachsen daraus fast notwendig Zorn und Hass auf diese »einige«, die an allem schuld sind, und damit würde neue, nun menschengemachte Gewalt und Not wachsen.

Vor dieser Art von Antwort bewahren uns die rationalen Erklärungen der Wissenschaft. Ein Seebeben hängt nicht vom guten oder schlechten Handeln der Menschen ab, sondern von den Verschiebungen der Kontinentalplatten.

lung der Welt nicht verstehen. Wenn wir das annehmen, ist es ein Trost. Denn es bedeutet, dass in dem, was wir als Leiden und Katastrophe erleben, auch ein Sinn liegen kann, den wir nicht sehen.

Die zweite Antwort aus dem Katastrophengebiet, von einer jungen Frau, die zwei Kinder verloren hat: »Das Leben ist uns von Gott nur geliehen.« Diese Antwort hat mich tief beeindruckt. Sie drückt in einfachen Worten das aus, was ich versucht habe, theoretisch zu erklären: was geschieht, kommt von Gott. Darin liegt der Sinn, und es kommt uns nicht zu, eine Erklärung zu fordern – und auch nicht, uns eine eigene zu machen.

Viele unserer Urgroßeltern dachten und fühlten noch ebenso. Sie lebten, wie heute die meisten Menschen in den Entwicklungsländern, in einer Welt, in der das Überleben von der Ernte abhing, in

der die Hälfte aller Kinder in den ersten Lebensjahren starben – und in der Religion noch in ganz anderem Maß das Leben bestimmte als heute. Sie erlebten fast täglich, dass ihr Leben »in Gottes Hand« stand, und sie nahmen das an. Sie empfanden es nicht als Bedrohung, sondern als Trost. Wenn ich Briefe oder Berichte aus unserer Anfangszeit in Palästina lese, als das alltägliche Sterben selbst das damalige Maß weit überstieg, bin ich immer wieder beeindruckt davon, wie gefasst, getrost trotz aller Trauer die Siedler das annahmen.

Dieses Annehmen haben wir heutigen Europäer weitgehend verlernt. Ein halbes Jahrhundert Frieden und eine noch nie dagewesene Absicherung durch Wohlfahrtsstaat, moderne Medizin und Versicherungen haben uns – bewusst oder unbewusst – das Gefühl gegeben, dass fast alles machbar sei und dass jemand – der Staat, die Versicherungen, Gott – verpflichtet sei, uns diese Sicherheit zu erhalten. Wo etwas – auch nur ein bisschen – davon weggenommen werden muss, empören wir uns und suchen Schuldige.

Vielleicht kann die Katastrophe dazu beitragen, dieses Anspruchsdenken ein wenig zurückzudrängen, mehr Menschen bewusst zu machen, wie unwichtig vieles von dem ist, worüber wir uns sorgen. Und vielleicht kann das Vorbild vieler Menschen in den betroffenen Regionen uns – einige von uns – lehren, auch ein schweres Schicksal anzunehmen. Gestern kam in einem Fernsehbericht der deutsche Pfarrer zu Wort, der

bisher die deutsche Gemeinde in den thailändischen Küstenregionen betreut hatte und der seit der Flut im Dauereinsatz Europäer und Thais betreut, die Angehörige oder ihre Lebensgrundlage – oft beides – verloren haben. Er sagte, er habe den Eindruck, dass die Thais besser als wir mit dem Tod umgehen könnten. Sie trauerten, nahmen Abschied und wendeten sich dann wieder der Gegenwart und ihren Erfordernissen zu. Die Trauer bleibt, aber sie bleibt eingebettet in das Bewusstsein, dass der Tod zum Leben gehört und dass das Leben weitergeht. Einfach übernehmen können wir eine solche Haltung nicht, aber ein wenig davon lernen vielleicht schon.

Das gibt nicht der Katastrophe einen Sinn – wie schon gesagt: den können wir nicht ergründen. Aber es zeigt etwas anderes, was vielleicht wichtiger ist: jede Katastrophe und jeder Schicksalsschlag ist zugleich auch eine Chance dafür, dass etwas Neues wachsen kann.

Etwas großartig Neues hat die Katastrophe schon gebracht: die weltweite Anteilnahme und Hilfsbereitschaft in bisher nicht gekanntem Ausmaß, wobei ich weniger an die Regierungen denke als an die Tausende von Privatinitiativen von Einzelnen, von Vereinen, von Gruppen jeder Art, in der Form von Spenden und von persönlichem Einsatz. Natürlich kann man einwenden, das sei eine Folge der vielen Medienberichte und werde in wenigen Wochen vorbei sein. Das wird wohl stimmen, obwohl es auch schon zahlreiche Initiativen für längerfristige Hilfe gibt. Man kann fragen, warum es

das nur jetzt gibt, nicht auch schon früher bei anderen Katastrophen – das hat vielfältige, zum Teil verständliche Gründe. Aber trotz aller Einwände: das ist etwas Großartiges, auch weil die Hilfsbereitschaft bis jetzt auf der Geberseite (auf der Nehmerseite nicht immer) die Grenzen von Religion, Volkszugehörig-

keit und politischer Gegnerschaft überwindet. Und auch wenn dieser Schwung nach einiger Zeit fast notwendigerweise abebbt, bleibt die Hoffnung, dass dieses Sich-Einlassen auf eine Not auch längerfristig zu einem Mehr an Aufmerksamkeit und Verständnis für die Nöte anderer beiträgt. *Brigitte Hoffmann*

Aus der Flutkatastrophe lernen

Erklärung des Club of Budapest für eine öffentliche Diskussion

Die Flutkatastrophe machte die gesamte Menschheit in einem bisher nie dagewesenen Ausmaß betroffen. Unsere erste Verantwortung war es, dies mit einer beispiellosen weltweiten solidarischen Soforthilfe zu beantworten. Es ist ein Zeichen großer Hoffnung, wie sie in der Geschichte nur selten auftritt, dass die Menschheit diese Antwort in einer Dimension gegeben hat, die alles bisher Gekannte weit in den Schatten stellt. Doch von mindestens ebenso großer Bedeutung wird es nun sein, ab sofort intensiv darüber nachzudenken, wie tief die historischen Lernschritte gehen sollen, die wir aus dieser globalen Tragödie ziehen:

Werden wir es weiterhin hinnehmen, dass es Zonen derart ungleicher Entwicklungschancen gibt, wo die technisch längst mögliche Frühwarnung nicht installiert wird, wo das Fehlen einfachster Infrastruktur die Folgen derartiger Katastrophen unnötig massiv verschärft, wo uns das tägliche Elend von Abermillionen erst durch eine solche Katastrophe berührt? Es spricht vieles dafür, dass es die Lernaufgabe der Menschheit nach dieser bitteren Erfahrung ist, sich künftig und stabil als eine unteilbare weltweite Familie wahrzunehmen und unsere globalen Beziehungen dahingehend neu und konsequent zu ordnen.

Dank der technischen und ökonomischen Entwicklung haben wir eine Welt reich an Gestaltungsmöglichkeiten geschaffen, in der jedem Erdenbürger statistisch zehnmal mehr Wohlstand zur Verfügung steht als vor hundert Jahren. Doch noch nie in der Menschheitsgeschichte waren die Entwicklungschancen der Menschen ungleicher und ungerechter verteilt und noch nie waren die ökologischen Grundlagen für unsere Zukunft stärker gefährdet. Die bisher sehr einseitige Globalisierung der Weltwirtschaft schuf ein höchst gefährliches Wertevakuum und Machtungleichgewicht für die rasant wachsenden globalen Herausforderungen.

Wir haben es offensichtlich versäumt, die elementarsten Grundwerte, die alle Weltreligionen und alle ethisch motivieren Menschen der Welt verbinden, in auch nur annähernd hinreichender Weise auf die Ebene der globalen Beziehungen der

Menschen, Völker und Nationen zu heben und sie dort mit der für eine menschliche Zivilisation unumgänglichen Verbindlichkeit auszustatten. Die realen Gestaltungs- und Durchsetzungsmöglichkeiten, die wir bis heute geschaffen haben für globale Aufgaben, wie die Überwindung von weltweiter Armut und Umweltzerstörung, kann man aus einer neutralen Beobachterposition nur als barbarisch unzivilisiert bezeichnen. Wie ist es möglich, dass in einer Welt märchenhaften Reichtums noch immer Rechtfertigungen vorgebracht werden für das Fortdauern von milliardenfachem Hunger, Siechtum, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit?

Die Menschheit braucht eine ebenso umfassende wie intensive öffentliche Diskussion über die Zivilisierung unseres globalen Zusammenlebens. Der Menschheit stehen längst hinreichende Mittel und Möglichkeiten zur Verfügung, dass niemand mehr zu hungern braucht, dass für alle Menschen der Erde eine medizinische Grundversorgung bereit steht, dass alle Menschen der Erde lesen und schreiben und an lebenslänglich begleitenden Qualifizierungsmaßnahmen teilnehmen können und dass jeder Mensch sich aktiv in die gesellschaftliche Entwicklung einbringen kann. Zur Verwirklichung eines scheinbar so kühnen Vorhabens wäre nicht mehr als ein kleiner Bruchteil dessen nötig, was heute weltweit allein für Sicherheit ausgegeben wird – für eine Sicherheit, die Milliarden Menschen in existentieller Unsicherheit zurücklässt und daher die Welt insgesamt keineswegs sicherer macht.

Eine Welt, die die existentielle Sicherheit und die kreativen Entfaltungsmöglichkeiten für *alle* Bürger in das Zentrum ihrer Zukunftsperspektive stellt, ist eine Welt, die für alle sowohl sehr viel sicherer als auch sehr viel reicher ist, und zwar sowohl in materieller als auch in immaterieller Hinsicht. Frieden, Sicherheit, Arbeit, Wohlstand, Freiheit, Inspiration, Nachhaltigkeit – gleichgültig, welche Werte wir ansprechen, sie lassen sich in einer zusammenwachsenden Weltgemeinschaft nur noch schützen und fortentwickeln, wenn sie *für alle Bürger dieser Erde in gleicher Konsequenz* ernstgenommen werden. Wenn die Löhne in den heutigen Armutsregionen nicht steigen, werden die Löhne in den heutigen Wohlstandsregionen unweigerlich sinken. Wenn die Regenwaldrodung nicht aufhört, wird sich das Klima auch bei uns ändern. Die Menschheit wird jeden Tag mehr zu einer voneinander abhängigen Gemeinschaft – im Negativen wie im Positiven. Positiv angewendet bedeutet dies: Je früher und konsequenter wir uns als Weltgemeinschaft verstehen, desto besser und attraktiver unser aller Zukunftsperspektiven.

Veröffentlichung des Generalsekretariats des Club of Budapest in Neuss vom 5. Januar 2005. Dem Club of Budapest gehören namhafte Vertreter des öffentlichen und kulturellen Lebens im In- und Ausland an. Sein Ziel ist es, den Menschen ihre weltweite Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit voneinander bewusst zu machen und Anstöße für eine nachhaltige Entwicklung der Welt zu geben.

BERGE DER BIBEL

Der Berg Sinai

Der Auszug der kleinen Gruppe der Israeliten unter Führung von Mose aus Ägypten erfolgte zwischen 1250 und 1200 v.Chr. In den Berichten, die im 8. Jhdt. v.Chr. festgehalten sind, wird der Name »Sinai« und danach der Name »Horeb« genannt. Wann die Namensgebung erfolgte und welcher Berg es genau war, ist wissenschaftlich umstritten. Neuere Forschung benennt den gesamten Gebirgszug »Horeb«, nicht »Sinai«. War das Tal vor der höchsten Erhebung des Gebirges zunächst das Ziel des »wandernden Gottesvolkes«?

Prof. Maiberger schreibt im »Theologischen Handwörterbuch zum Alten Testament«: »Fast alle rechtlichen und kultischen Satzungen werden nachträglich auf den Sinai zurückgeführt, man errichtete ein großartiges, längst nicht mehr auf historischen oder topographischen Erinnerungen beruhendes theologisches Lehrgebäude. Der Sinai war immer mehr zu einem die irdischen Regionen überragenden ideellen Berg geworden, in dem Israel den »Gipfel« seiner Lebensordnung und Weisheit verehrte.«

Renger teilt die Sinaigeschichte, wie sie beim Jahwisten steht (so genannt, weil er für den Gottesnamen das Wort Jahwe gebrauchte), in drei Abschnitte:

1. Teil: *Auf dem Gipfel des Berges*. Jahwe steigt herab auf den Sinai vor den Augen des Volkes, das am Fuß des Berges lagert. So wird der Berg zum Ort der Gotteserscheinung.

2. Teil: *Unterhalb des Berges* – also nicht auf dem Berg – verrichtet das Volk ein Opfer für Jahwe.

3. Teil: *Feierliche Verheißung* Jahwes für das Volk.

Liest man die ganze Geschichte zum Sinai, so ist zu erkennen, wie ein »Gottesberg« zum »Heiligen Berg« wird. Nicht nur an diesem Beispiel lässt sich aufzeigen, wie sich um Berge ein Mythos bildet. Wie in allen Religionen der Welt spielen heilige Berge auch in der Bibel eine Rolle. Ein wesentlicher Unterschied zu fremden Religionen besteht darin, dass Berge, die in der Bibel genannt sind, keine Götternamen tragen. Niemand sollte nämlich den Namen Gottes unnütz im Munde führen.

Wie kommt es zum »heiligen« Berg in der Bibel? Obwohl der Berg Sinai für die Menschen des Alten Bundes, die Juden, wie auch für die Menschen des Neuen Bundes, die Christen, wichtig ist, wird »Sinai« in der hebräischen Bibel nur fünfmal genannt. An anderen Stellen heißt es nur »der Berg«, doch jeder Israelit weiß, welcher Berg damit gemeint ist.

Ab dem 5. Buch Mose (Deuteronomium) steht für den Berg der Name »Horeb«. Manche Wissenschaftler halten diesen Namen für den älteren, erst als Gott sich dem Mose offenbart hatte, sei der Berg »Sinai« genannt worden.

Ob nun Sinai oder Horeb, fest steht jedenfalls, dass der Berg keinen Gottesnamen trägt, dass er allerdings heute

neben dem höchsten Berg des Gebirgszuges (Katharinenberg, 2637 m) als Djebel Musa (Mosesberg, 2285 m) mit dem Namen eines Gottesmannes belegt ist, mit dem Namen des Mannes, der das

Volk aus der Knechtschaft in Ägypten geführt hat.

Hans Friedrich Müller, Büdingen, im Gemeindebrief der Erlöserkirche zu Jerusalem, Juli/August 2002

Die Gottesoffenbarung am Sinai

Am Morgen des dritten Tages, als es gerade hell wurde, begann es zu donnern und zu blitzen, eine dichte Wolke bedeckte den Berg, und mächtiger Posaunenschall war zu hören. Das Volk im Lager zitterte vor Angst. Da führte Mose das Volk aus dem Lager heraus, Gott entgegen. Am Fuß des Berges stellten sie sich auf.

Der ganze Berg Sinai war in Rauch gehüllt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgekommen war. Der Rauch stieg auf wie der Rauch eines Schmelzofens, und der ganze Berg bebte. Der Posaunenschall wurde immer lauter. Mose rief, und Gott antwortete ihm mit einer Stimme, die wie Donner klang.

Nachdem der Herr auf den Gipfel des Berges herabgekommen war, rief er Mose zu sich, und der stieg hinauf. Doch der Herr sagte zu ihm: »Geh noch einmal zurück und warne das Volk! Schärfe ihnen ein, dass sie auf keinen Fall die Grenze überschreiten, um mich zu sehen. Sonst werden viele von ihnen den Tod finden.«

Mose erwiderte: »Das Volk kann gar nicht heraufkommen, denn du selbst hast uns befohlen, eine Grenze um den Berg zu ziehen und ihn damit für heilig und unbetretbar zu erklären.« Doch der Herr sagte zu ihm: »Geh hinunter! Und dann komm mit Aaron wieder herauf.« So ging Mose noch einmal hinunter und warnte das Volk.

Dann gab Gott dem Volk seine Gebote.

(2 Mo 19,16-20,1; Übers. »Gute Nachricht Bibel«)

DIE BIBEL IN DER ALLTAGSSPRACHE

Der Sündenbock

Wie oft wird doch dieser Begriff in unserer Alltagssprache verwendet, ohne dass man sich seiner Bedeutung und Herkunft aus biblischer Zeit so richtig bewusst wird! Erst jetzt wieder, als beim Prozess um den Schänder irakischer Gefangener der Verdacht nicht auszuschließen war, dass dieser Unteroffizier

jetzt als Sündenbock für die amerikanischen Befehlshaber herhalten müsse.

Der Begriff geht auf eine altisraelitische religiöse Kultpraxis zurück, bei der ein Ziegenbock in symbolischer Weise mit den Verfehlungen und Übertretungen der Menschen (»Sünden«) beladen in die Wüste gejagt wurde, damit er dort

verenden solle und damit die Schuld der Menschen getilgt wäre. Im 3. Buch Mose (16,20-28) heißt es darüber:

»Aaron soll seine beiden Hände auf das Haupt des Bockes legen und über ihm bekennen alle Missetat der Israeliten und alle ihre Übertretungen, mit denen sie sich versündigt haben, und soll sie dem Bock auf den Kopf legen und ihn in die Wüste bringen lassen, dass also der Bock alle ihre Missetat auf sich nehme und in die Wildnis trage.«

Davon hat sich dann später der Gebrauch der Bezeichnung »Sündenbock« für denjenigen Menschen abgeleitet, auf den man eigene Schuld abwälzt, dem man die Schuld für etwas zuschiebt, obwohl er selbst dafür nicht verantwortlich gemacht werden kann. Und aus derselben Kultpraxis entstand dann auch die Redewendung, dass man einen, mit dem man unzufrieden ist und den man für einen Fehlschlag verantwortlich macht, »in die Wüste schickt«.

Ähnlich wie beim Opferritus war beim Hinausjagen des Sündenbocks die Vorstellung maßgebend, dass das Tier Gott gegenüber stellvertretend für den Menschen dessen Schuld tilgt und Sühne be-

wirkt. Jesus von Nazareth stand dieser Vorstellung und diesem Kult bekanntlich äußerst ablehnend gegenüber, was aber nicht verhindern konnte, dass er selbst nach seinem Tod zum »Opferlamm« wurde und dass es bis heute eine Kirchenlehre gibt, nach der er »stellvertretend für uns die Sünde der Welt trägt« und die Menschen durch diese Versöhnungstat »entsühnt« sind. Es braucht hier wohl nicht näher ausgeführt zu werden, dass die Tempel – und mit ihnen viele andere Christen – dieser Lehre entschieden widersprechen und nichts von einer Vorstellung halten, in der Gott durch ein Opfer oder ein stellvertretendes Leiden versöhnt werden muss.

Dass man auch heute so häufig nach einem »Sündenbock« sucht, hängt sicher damit zusammen, dass die menschliche Psyche die Verantwortung und Schuld für Missstand, Verfehlung und Versagen eher bei anderen als bei sich selbst sucht. Wo keine Bereitschaft vorhanden ist, sich selbst nüchtern »unter die Lupe zu nehmen«, wird man auch weiterhin »Sündenböcke« suchen – und, wie die Erfahrung lehrt, sie sicher auch finden.

Peter Lange

Fehlerkorrektur

In unserem Kurzbericht in der Dezember-»Warte« über die Zusage von staatlichen Fördermitteln für die Archivarbeit der TSA (Seite 184) ist uns bei der verwandtschaftlichen Zuordnung der Parlamentsabgeordneten Anne Eckstein einiges durcheinander geraten. Es hieß dort, Anne Eckstein sei die »Tochter von Fritz und Elly Trefz«. Stattdessen müsste es richtig lauten: »Anne Eckstein ist die Tochter von Elly geb. Trefz und Enkelin von Fritz Trefz«. Mit dem verwandtschaftlichen Hinweis sollte die Verbindung zur Templerfamilie Trefz dargestellt werden. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen. *Der Schriftleiter*